

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 62 (2012)

Heft: 2

Artikel: Über die Wirkung geschichtswissenschaftlicher Texte : oder warum "impact" eine zu einfache Lösung für ein komplexes Problem ist

Autor: Wimmer, Mario

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-306524>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über die Wirkung geschichtswissenschaftlicher Texte

oder warum impact eine zu einfache Lösung für ein komplexes Problem ist

Mario Wimmer*

Summary

This contribution deals with the latest endeavours in performance measurement in the humanities, especially historical sciences. It takes a critical look at the possibilities and the limitations of such procedures and thereby illustrates the changes in understanding scholarly activities. Against a backdrop of experiences with recent developments in science policy in Germany the article shows to what extent new systems of research evaluation tend to self-legitimization and reproduction. In the case of the humanities and the social sciences this gives rise to an implicit general suspicion of inefficacy, which again ushers in intensive resource and time consuming new control mechanisms. The positive effects of performance measurement are thwarted by a far greater number of unintended effects such as the increasingly strategic attitude in publishing.

«Nun gehört es zur hermeneutischen Weisheit, die wir in Heidelberg erlernen konnten, dass jeder Text mehr oder weniger, jedenfalls anderes hergibt, als der Autor in ihn investiert hat.»¹

* Dieser Artikel ist im Rahmen eines *ETH Postdoctoral Fellowship* an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich entstanden. Ich danke Mario Biagioli, Michael Hagner, Peter Schöttler und Thomas König für Diskussionen; Beate Fricke und Walter Sperling für kritische Kommentare zu früheren Textfassungen. Der Text hat von den Anmerkungen der anonymen Gutachter und des Herausgebers wesentlich profitiert.

1 Reinhart Koselleck, «Dankrede», in: Stefan Weinfurter (Hg.), *Reinhart Koselleck (1923–2006). Reden zum 50. Jahrestag seiner Promotion in Heidelberg*, Heidelberg 2006, S. 33–60, hier S. 54.

Eines der wirksamen Evaluierungskriterien, sei es durch Förderinstitutionen, sei es durch Universitäten oder Forschungseinrichtungen, ist der *impact* von Publikationen geworden. Dieser bemisst sich im Wesentlichen indirekt über den Publikationsort, also die Verbreitung und Zugänglichkeit einer Zeitschrift und die Häufigkeit, mit der sich andere Texte darauf beziehen. Dominiert wird dieser Markt von angloamerikanischen Zeitschriften. Dabei ist grundsätzlich die «Evaluierung aufgrund von Indikatoren» von der «Bewertung wissenschaftlicher Leistungen durch andere Wissenschaftler» zu unterscheiden.² Diese erfüllen unterschiedliche Funktionen: Geht es im einen Fall um die Herstellung eines wissenschaftsinternen Konsens bzw. die Bewertung durch die ‘Gemeinschaft’ der Wissenschaftler (*peer review*), übersetzt die indikatorenbasierte Evaluierung wissenschaftliche Arbeit in ökonomische Begriffe von Produktivität und Leistung.³ Dass damit längst nicht das Problem der Wirksamkeit geschichtswissenschaftlicher Texte gelöst ist, zeigt ein Blick auf die aktuellen Debatten zu disziplinären Standards, ehe ich am Beispiel von Reinhart Koselleck versuche, eine alternative Perspektive auf die Wirksamkeit von Texten aufzuzeigen.

1. Historischer Hintergrund

Als im 17. Jahrhundert die ersten wissenschaftlichen Zeitschriften, wie das *Journal des Sçavans* (1665) oder die *Philosophical Transactions of the Royal Society* (ebenfalls seit 1665) gegründet wurden, war dies zum einen eine Reaktion auf ein Zuviel an Büchern, zum anderen wurde damit das Prinzip der staatlichen Zensur in die akademischen Institutionen verlagert.⁴ Dieser Schritt hatte weitreichende Konsequenzen auf

2 Joachim Nettelbeck, «Ein wirklich origineller Kopf hat es schwer», in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30.4.2009, S. 9.

3 Für die Diskussionen um Forschungsevaluierung massgeblich ist die Studie der an der Harvard University lehrenden Soziologin Michelle Lamotte, *How Professors Think. Inside the Curious World of Academic Judgement*, Cambridge, Mass., 2009. Für Deutschland wichtig etwa die Beiträge in Jürgen Kaube (Hg.), *Die Illusion der Exzellenz. Lebenslügen der Wissenschaftspolitik*, Berlin 2009; sowie die Beiträge des Forums «Qualitätsmessung» auf H-Soz-u-Kult. Für die Schweizer Geschichtswissenschaft etwa die Debattenbeiträge von Monika Dommann, David Gugerli, «Geschichtswissenschaft in Begutachtung. Acht Kommentare zur historischen Methode der Gegenwart», in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 18 (2011) 2, S. 154–164, und die Replik von Heinrich Hartmann, Martin Lengwiler, «Was ist Qualität in der historischen Forschung? Anregungen zu einer fälligen Debatte», in: *traverse. Zeitschrift für Geschichte* 18 (2011) 3, S. 149–159. Für Österreich die Referate eines Workshops der *Österreichischen Forschungsgemeinschaft* «Qualitätssicherung in der Forschung».

4 Mario Biagioli, «From Book Censorship to Academic Peer Review», in: *Emergences. Journal for the Study of Media & Composite Cultures*, 12 (2002) 1, S. 11–45.

die Produktion wissenschaftlichen Wissens, die bis heute wirksam sind. Mario Biagioli hat das Prinzip von *peer review* als ein historisches System der Disziplinierung beschrieben, das «zugleich repressiv, produktiv und konstitutiv» für die Produktion von wissenschaftlichem Wissen wurde. Trotz aller Einwände garantiert dieses historisch ausdifferenzierte System seit dem 17. Jahrhundert die ‘gute’ Wissenschaft.⁵

In den Artikeln der neuen Fachzeitschriften sollte das überbordende Wissen zusammengefasst und bewertet werden. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich die Geschichtswissenschaften institutionalisiert. Parallel dazu wurden neue Fachzeitschriften gegründet,⁶ um die fachliche Verständigung voranzutreiben. Die Herausgeber kontrollierten über Aufnahme oder Ablehnung eines Beitrags indirekt die wissenschaftlichen Standards, durch Besprechungen wurde die Literatur kanonisiert und bewertet. Deutschland war führend und die *Historische Zeitschrift*⁷, die seit 1859 erschien, eine der ersten ihrer Art. In den Jahrzehnten danach folgten andere: die *Revue historique*⁸ (1876), die *Rivista storica italiana*⁹ (1884) oder die *American Historical Review*¹⁰ (1895). Diese neuen Zeitschriften verbreiteten Wissen in neuer Geschwindigkeit und in Form kürzerer Texte, als das bis dahin üblich war.¹¹ Durch die Heterogenität der Journale bildeten sich unterschiedliche Wissenschaftsstile heraus.¹²

5 Dazu Shela Jasanoff, *The Fifth Branch: Science Advisers as Policymakers*, Cambridge, MA, 1990, v.a. S. 61–83.

6 Zur Geschichte des geschichtswissenschaftlichen Zeitschriftenmarktes in den USA Margaret F. Stieg, *Origin and Development of Scholarly Historical Periodicals*, Alabama 1984; in Frankreich Nicolas Roussillier, «Les revues d’histoire», in: François Bedarida (Hg.), *L’histoire et le métier d’historien en France 1945–1995*, Paris 1995, S. 127–146.

7 Theodor Schieder (Hg.), *Hundert Jahre Historische Zeitschrift 1859–1959. Beiträge zu einer Geschichte der Historiographie in den deutschsprachigen Ländern*, München 1959.

8 Inga Gerike «‘Notre siècle est le siècle de l’histoire’. Die *Revue historique* im Spannungsfeld von historischer Forschung und politischem Engagement», in: Matthias Middell (Hg.), *Historische Zeitschriften*, S. 63–82.

9 Edoardo Tortarolo, «Die *Revista Storica Italiana* 1884–1929», in: Matthias Middell, *Historische Zeitschriften*, S. 83–92.

10 Gabriele Lingelbach, «Die *American Historical Review*. Gründung und Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Institution», in: Matthias Middell, *Historische Zeitschriften*, S. 33–62.

11 Dazu Peter Burke, *A Social History of Knowledge. From Gutenberg to Diderot*, Cambridge, UK, 2000, und ders., *A Social History of Knowledge II. From the Encyclopaedia to Wikipedia*, Cambridge, UK, 2012.

12 Dazu Matthias Middell, «Vom allgemeinhistorischen Journal zur spezialisierten Liste im H-Net. Gedanken zur Geschichte der Zeitschriften als Elementen der Institutionalisierung moderner Geschichtswissenschaft», in: ders. (Hg.), *Historische Zeitschriften im internationalen Vergleich*, Leipzig 1999, S. 7–32, hier S. 7.

Was in den einschlägigen Zeitschriften besprochen und angezeigt wurde, galt seit Beginn der Zeitschriftenkultur als anerkannte wissenschaftliche Publikation und wurde dort auch bewertet und gewichtet.¹³ Im Bereich der historischen Wissenschaften haben die Besprechungs- teile von Zeitschriften und die Bibliographien der historischen Literatur für lange Zeit die Qualitätskontrolle übernommen. Der *peer review* vor der Publikation erfüllt eine ähnliche Funktion. Ein Unterschied dabei besteht freilich darin, dass die Besprechung den Vorteil hat, öffentlich zu sein. Das bedeutet, dass nicht nur das rezensierte Werk, sondern auch der Rezensent auf dem Prüfstand der Leser steht.

Schlägt man die ersten Jahrgänge der *Historischen Zeitschrift*, den *Anzeiger für schweizerische Geschichte* (1873 bis 1920) oder das *Jahrbuch für schweizerische Geschichte* (1876 bis 1920) auf, so finden sich dort Zusammenfassungen der historischen Literatur, die eine gute Orientierung und klare Bewertung geben. Ab 1913 erschien die *Bibliographie für Schweizergeschichte*, bis Anfang des 20. Jahrhunderts hatte sich der *Dahlmann-Waitz*, die *Quellenkunde zur deutschen Geschichte*, in der von Anfang an auch Literaturangaben enthalten waren, wesentlich zu einer Fachbibliographie gewandelt. Dass es bei den Bibliographien auch um die Bewertung und die Durchsetzung hegemonialer Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit und Qualität ging, zeigt das Beispiel der *Internationalen Bibliografie der Historischen Wissenschaften*, die 1926 durch das *Internationale Komitee der Historischen Wissenschaft* (ICHS) begründet wurde. Sie war ein Versuch der Internationalisierung, Verständigung und Vereinheitlichung der historischen Wissenschaften. Durch sie wurde eine zunehmende Zahl von Publikationen aus allen Feldern erfasst und indirekt zugänglich gemacht. Die deutschen Historiker, die zunehmend den Verlust ihres wissenschaftlichen Einflusses wahrnahmen und Geschichte zum Teil als die Fortsetzung von Politik mit anderen Mitteln betrieben, zeigten diesem Unternehmen gegenüber massiven Widerstand.¹⁴

Es sollte beinahe ein Jahrhundert dauern bis die massive Proliferation von Texten den Rhythmus der periodisch erscheinenden Druckwerke überholte. Die längste Zeit rangen Herausgeber um Autoren für

13 Zur Rezensionskultur Bertrand Müller, «Critique bibliographique et construction disciplinaire: l'invention d'un savoir-faire», in: *Genèses*, 14 (1994), S. 105–123.

14 Ich folge hier der Darstellung von John L. Harvey, *The Common Adventure of Mankind: Academic Internationalism and Western Historical Practice from Versailles to Potsdam*, Diss. Pennsylvania State University 2003, für eine deutsch Kurzfassung einiger Argumente ders., «Internationale Bibliographie», in: Anne Kwaschik, Mario Wimmer (Hg.), *Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, Bielefeld 2010, S. 111–116.

ihre Zeitschriften. Erst in den vergangenen Jahrzehnten hat sich dieses Verhältnis umgekehrt und es konnte zu einem Qualitätskriterium werden, wie viele Texte abgewiesen werden.¹⁵ Mit der Durchsetzung dieses Marktkriteriums für die Bewertung wissenschaftlicher Publikationsorte ist auch Kritik daran entstanden. Es verdankte sich der Arithmetik einer neuen Wissenschaft, die etwa gleichzeitig ihren Siegeszug antrat, der Biblio- und Szientometrie.¹⁶

2. Zur gegenwärtigen Situation

Forschung bleibt ein Prozess mit offenem Ausgang. Das wussten und wissen auch die Gutachter und doch müssen sie darauf wetten, wie die Ergebnisse eines Projekts aussehen werden. Denn Wissenschaft bemisst sich nach Kriterien der Gewissheit. Der Wissenschaftsanthropologe Bruno Latour hat das auf eine einfache Formel gebracht: «Science is certainty; research is uncertainty.»¹⁷ Das gilt auch für die Geschichtswissenschaften. Geisteswissenschaftliche Forschung war für lange Zeit und bleibt darüber hinaus der Wunsch, mehr über etwas herauszufinden. Parallel zur Umstrukturierung des Universitätssystems und der Einführungen szientometrischer Steuerungsverfahren entstand an der Amerikanischen Akademie der Wissenschaften ein Komitee, das sich den veränderten Bedingungen in Forschung und Lehre widmete. Ein Mitglied dieses Gremiums, das sich den Folgen der Ideologie von *publish or perish* widmete, war der Kunsthistoriker Ernst Gombrich. In den späten 1960er-Jahren erinnerte er sich an eine längst vergangene Epoche, in der ein Forscher sich für etwas interessierte und dieser Frage in einer Bibliothek oder einem Archiv nachging. «Vielleicht beschloß er, Jahre darauf zu verwenden, in bestimmten alten Dokumenten nach der Antwort zu fahnden.»¹⁸ Das wäre noch nicht ungewöhnlich und bleibt bis heute die «unerschütterliche Praxis»¹⁹ des Fachs. Überraschend ist jedoch aus heutiger Perspektive, dass als «Ergebnis» dieser Forschungen so etwas wie «Bildung» stehen konnte – ohne die Arbeit

15 Derek J. de Solla Price, *Little Science, Big Science*, New York/London 1963, S. 8–10 und 62–70.

16 Der Begriff wurde erstmals als Buchtitel verwendet: Vaily V. Nalimov, Z. M. Mulchenko, *Naukometriya. Izuchenie Razvitiya Nauki kak Informatsionnogo Protsessa*, Moskau 1969.

17 Bruno Latour, «From the World of Science to that of Research?», in: *Science*, 280 (5361), 10.4.1998, S. 208–209.

18 Gombrich, «Problem der Forschung», S. 124.

19 Lorraine Daston, «Die unerschütterliche Praxis», in: Rainer Maria Kiesow, Dieter Simon (Hg.), *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit: zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt am Main / New York 2000, S. 13–25.

direkt in Produkt zu überführen. «Vielleicht tat er auch im Augenblick gar nichts, als sich das Problem einzuprägen, und verließ sich auf die nicht unbegründete Hoffnung, daß er plötzlich eines Tages die Lösung finden werde, wo er sie am wenigsten erwartete.»²⁰ Seitdem haben sich die Bedingungen zwar grundlegend verändert, doch bleiben die Formen der Kritik und Auseinandersetzung verblüffend ähnlich. In den Geschichtswissenschaften gilt jedenfalls weiterhin ein Vorrang der Bücher gegenüber der Publikation von Forschung in Aufsätzen.²¹

Doch scheint sich in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft in den vergangenen Jahren ein bemerkenswerter Umstand eingestellt zu haben, nämlich dass Zeitschriften eher zu wenige als zu viele Aufsätze angeboten bekommen. Eine Erklärung dafür mag im Erfolg der Sammelbände und Themenhefte liegen, die häufig aus kollaborativen Produktionszusammenhängen hervorgehen. Sie machen es für Autorinnen und Autoren schwierig, entsprechend ihrer eigenen Forschungs- und Produktionsroutinen zu publizieren, und binden die Veröffentlichungen an ihre Entstehungskontexte zurück. Damit scheint die Hoffnung verbunden, die Sichtbarkeit der Forschungsverbände zu erhöhen und zugleich deren Programm oder Zugangsweise zusätzliche Legitimität zu verschaffen.²² Das galt bereits für die geisteswissenschaftlichen Forschungsverbände, die etwa in Deutschland nach 1945 entstanden waren, wie den «Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte» oder «Poetik und Hermeneutik», um nur die beiden Beispiele zu nennen, die mit der Person Reinhart Kosellecks eng verbunden waren.²³

In den vergangenen zwei Jahrzehnten wurden etwa im deutschen Universitätssystem rund 1500 Professuren gestrichen, mehr als ein Drittel davon in den Geisteswissenschaften. Die finanziellen Mittel wurden durch die «Exzellenzinitiative» neu verteilt. Diese Entwicklungen sind der vorläufige Endpunkt einer seit den 1960er-Jahren etablierten neuen Form der politischen Steuerung des deutschen Wissenschafts- und

20 Gombrich, «Problem der Forschung», S. 124.

21 Hier gibt es vor allem bei der Publikation von Qualifikationsarbeiten Steuerungseffekte durch die Entscheidungshoheit arrivierter Reihenherausgeber, hinzu kommt die indirekte Beurteilung in den *peer review*-Verfahren bei der Vergabe von Druckkostenzuschüssen durch Stiftungen und staatliche Forschungsförderung.

22 Bernd Stiegler, «Diskurstile in den Geisteswissenschaften», in: Elisabeth Lack, Christoph Marksches (Hg.), *What the Hell is Quality. Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt am Main / New York 2008, S. 215–230, hier S. 224.

23 Zur Geschichte der geisteswissenschaftlichen Grossforschung Carlos Spoerhase, «Big Humanities. 'Größe' und 'Großforschung' als Kategorien geisteswissenschaftlicher Selbstbeobachtung», in: *Geschichte der Germanistik* 37/38 (2010), S. 9–27.

Bildungssystems.²⁴ Die Logik dieser Steuerung in Form akademischer Selbstverwaltung durch Qualitätsbeurteilung reicht in ihren Anfängen ins 17. Jahrhundert zurück: akademische Disziplin statt staatlicher Zensur. Bis zum heutigen Tag ist so ein komplexes strukturelles Problem entstanden, das sich durch den Umbau des europäischen Universitätssystems nach US-amerikanischem Vorbild radikalisierte. Das Resultat ist eine ungünstig verlaufene Gegenübertragung. Die Notwendigkeit, mit dem Feld der Institutionen der Wissenschaftsförderung und -evaluierung zu kommunizieren, hat Auswirkungen auf die inhaltliche Ausrichtung und die Modellierung von Forschungsvorhaben. Es kommt zu Hyperprofessionalisierung. Zugleich verstärkt sich dadurch ein Effekt, den der Wissenschaftshistoriker Michel Serres vor zwanzig Jahren beschrieben hatte: «Die Geisteswissenschaften verflüchtigen sich durch Substanzverlust, während auf der anderen Seite eine beträchtliche Stärkung der wissenschaftlichen Intelligenz erfolgt.»²⁵ Bedeutet die hochprofessionalisierte Normalwissenschaft tatsächlich das Aus für originelle und ergebnisoffene Forschung?

Es geht kaum darum, ob es Qualitätskriterien historischer Forschung gibt, sondern was man damit tut. Den Kriterien, die etwa Ulrich Herbert als Historiker und Vorsitzender des deutschen Wissenschaftsrats für die Qualität geschichtswissenschaftlicher Texte anführte, würden vermutlich die allermeisten zustimmen. Das Spektrum reicht von der «Breite der Materialkenntnis» über das «Ausmaß an Belesenheit», die Analysefähigkeit, «die Findigkeit und Originalität der Recherche, die Plausibilität des Urteils» bis hin zur «Ästhetik der Sprache» der Texte.²⁶ Was jedoch selten zur Sprache kommt ist, welche problematischen Konsequenzen «der Ton der Gewissheit» hat, mit dem diese grundsätzlich anerkannten Kriterien mittels bürokratischer Prozesse in

24 Zu Geschichte und Vorgeschichte der Exzellenzinitiative Margit Szöllösi-Janze, «Der Geist des Wettbewerbs ist aus der Flasche!» Der Exzellenzwettbewerb zwischen den deutschen Universitäten in historischer Perspektive», in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 14 (2011), S. 49–73. Dort sind auch die Zahlen entnommen.

25 Michel Serres, *Aufklärungen. Fünf Gespräche mit Bruno Latour*, Berlin 2008, S. 85.

26 Ulrich Herbert, Jürgen Kaube, «Die Mühen der Ebene: Über Standards, Leistung und Hochschulreform», in: Elisabeth Lack, Christoph Marksches (Hg.), *What the Hell is Quality. Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt am Main / New York 2008, S. 37–54, hier S. 40. Herbert war zu diesem Zeitpunkt der Fachvertreter für Geschichtswissenschaft im deutschen Wissenschaftsrat, dem höchsten wissenschaftspolitischen Gremium in Deutschland. Die Vorträge und Diskussionen des Berliner Symposiums «Geisteswissenschaften und Qualitätsstandards» an der Humboldt Universität im Frühjahr 2007 sind in diesem Band publiziert.

standardisierte Kommunikation übersetzt werden.²⁷ Dieser Wechsel vom Feld der Wissenschaft in das von Verwaltung und Politik bleibt nicht ohne Konsequenz für die Bedingungen von Forschung und wissenschaftlicher Textproduktion.

Demgegenüber steht ein Prozess fortgesetzter Selbstbeobachtung und vorgeschriebener Selbstbewertung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.²⁸ «Tatsächlich entfalten Indikatoren Wirkungen, die mit dem Gesetz und dem Marktpreis vergleichbar sind. Für den Staat sind Indikatoren zu einem funktionalen Äquivalent des Gesetzes geworden.»²⁹ Genau darum geht es. Sollen fachliche Kriterien zur Steuerung knapper ökonomischer Ressourcen verwendet werden? Paradoxer Weise führt diese höhere Form akademischer Selbstverwaltung nicht zu mehr Autonomie des Wissenschaftssystems. Im Gegenteil: Die Vorstellungen von Forschung haben sich durch das strategische Verhalten der Antragsteller verändert und bestimmen sich mehr und mehr ergebnisorientiert. Immerhin hat sich der Imperativ, möglichst viel zu publizieren, längst überholt.³⁰ Hier zeigt sich auch einer der Widersprüche wissenschaftlicher Steuerungsversuche: Institutionen und Personen reagierten auf die Vorgaben der Bewertungsinstanzen mit strategischem Verhalten. Das erkannte 1998 etwa auch ein Ausschuss der Deutschen Forschungsgemeinschaft und qualifizierte diese nicht-intendierten Steuerungseffekte sogar als «Missbräuche», etwa in Form zu kleinteiliger Veröffentlichungen oder Doppelpublikationen.³¹ Gefragt seien hingegen massgebliche Publikationen mit hoher Wirkung.

Bleibt die Frage, was unter Texten mit grosser Wirkung zu verstehen sein könnte und unter welchen Bedingungen sie entstehen. Als Modellfall eines geisteswissenschaftlichen Gelehrten mit internationaler Wirkung gilt der Historiker Reinhart Koselleck. Er verkörpert die Hoffnung auf internationale Wirkung der deutschen Geisteswissenschaften. Diese Hoffnung wurde von den Fördergebern in eine Zukunftsvision übersetzt. Kurz nach Kosellecks Tod hat die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* ein neues Förderinstrument eingeführt, das auf

27 Miloš Vec, «Die vergessene Freiheit. Steuerung und Kontrolle der Geisteswissenschaften unter der Prämisse der Prävention», in: *H-Soz-u-Kult*, 5.6.2009, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1107&type=diskussionen>>.

28 Vec, «Die vergessene Freiheit».

29 Nettelbeck, «Ein wirklich origineller Kopf hat es schwer».

30 So etwa die Polemik des Oxforder Historikers Noel Malcolm, «Sinking in a Sea of Words. As Academic Journals Proliferate», in: *The Independent*, 21. Juli 1996.

31 Deutsche Forschungsgemeinschaft, *Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Denkschrift. Empfehlungen der Kommission «Selbstkontrolle in der Wissenschaft»*, Weinheim 1998, S. 11.

die eben skizzierten Probleme reagieren will. Die nach ihm benannten «Reinhart Koselleck-Projekte» sollen «mehr Freiraum für besonders innovative und im positiven Sinne risikobehaftete Forschung» bieten.³² Nimmt man diese Anforderungen ernst, handelt es sich um eine Art *venture capital* der Wissenschaftsförderung, das Projekten vorbehalten ist, die durch die Auflagen, die den Gutachtern gemacht werden, eher nicht unterstützt würden. Zudem vermutet man dahinter den Versuch, den wahrhaft «originellen Köpfen» nicht den Weg zum Erfolg zu verstellen. Denn diese hätten es, so der Gründer und Sekretär des Berliner *Wissenschaftskollegs*, Johannes Nettelbeck, schwer – nicht nur unter den gegenwärtigen Bedingungen. Die Notwendigkeit, sich vor allem den «derzeitigen disziplinären Methoden» und der «herrschenden Lehre» anzupassen, mache es beinahe unmöglich, wirklich originelle und innovative Forschung zu betreiben.

3. Größenordnungen

Versuchen wir ein historiographisches Gedankenexperiment und kartografieren die Publikationslandschaft der deutschsprachigen historischen Wissenschaften im 20. Jahrhundert. Welches Relief mag sich aus einer solchen Perspektive ergeben? Beginnen wir mit einer disziplinären Selbstbeobachtung: «Wenn die Geschichte der Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert eines Tages von grösstem Beobachtungsabstand geschrieben wird», dann würde der Beobachter «in einem kleinen Land namens Deutschland vor allem zwei Gebirgszüge entdecken: die acht Bände der *Geschichtlichen Grundbegriffe* und das Wehlermassiv überragt von einem gelehrten Viertausender [...] namens *Deutsche Gesellschaftsgeschichte* [...] ein auffälliger Nebengipfel trägt den Namen *Geschichte und Gesellschaft*.»³³ Das Bild, das die Herausgeber von *Geschichte und Gesellschaft* hier gefunden haben, ist selbst für eine Jubiläumsnummer von überraschenden Größenordnungen bestimmt. Zudem erinnert man sich an frühere Einschätzungen: Noch 1979 war Kosellecks Bielefelder Kollege und Gründer von *Geschichte und Gesellschaft*, Hans-Ulrich Wehler, davon überzeugt gewesen, dass das Projekt der *Geschichtlichen Grundbegriffe* «auf mittlere Sicht in die

32 http://www.dfg.de/foerderung/programme/einzelfoerderung/reinhart_koselleck_projekte/kompakt/index.html

33 «Editorial», in: Jürgen Osterhammel et al. (Hg.), *Wege der Gesellschaftsgeschichte* (Geschichte und Gesellschaft Sonderheft 22), Göttingen 2006, S. 5f.; dazu Valentin Groebner, «Theoriegesättigt. Ankommen in Bielefeld 1989», in: Stephan Schlaak (Hg.), «Was war Bielefeld?» *Marbacher Hefte*, 2009, S. 179–189.

historistische Sackgasse führen und von den ungelösten Realproblemen der Sozialgeschichte weiter ablenken»³⁴ würde. Auch der US-amerikanische Neuzeithistoriker James Sheehan kam in seiner Rezension der ersten beiden Bände des Wörterbuchs zum Schluss, dass es sich dabei um ein problematisches Projekt handelte.³⁵ Jedenfalls war es ein sehr 'deutsches' Produkt; damit eben auch typisch für die Geisteswissenschaften der Bundesrepublik.³⁶

Noch überraschender ist vielleicht, dass eine derart monumentale Redeweise im Zusammenhang mit den *Geschichtlichen Grundbegriffen* kein Einzelfall bleibt. In einem biographischen Rückblick auf die Ära der deutschen Begriffsgeschichte hat der in Stanford lehrende Komparatist Hans-Ulrich Gumbrecht ebenfalls eine ähnlich dimensionierte Metapher gefunden, als er von «Pyramiden des Geistes» sprach. Die Bände in «solidem Rot» seien «Zeugnisse aus einer abgeschlossenen Epoche der Geisteswissenschaften» auf die er wie auf Ruinen einer Vergangenheit blickt, «die uns chronologisch zwar nicht viel ferner ist als gestern, aber intellektuell fast so weit entfernt scheint wie etwa die Renaissance oder das Barockzeitalter».³⁷ Eine vitale intellektuelle Bewegung hatte sich versteinert und war zu einem «Monument der Vergangenheit» geworden.³⁸ Diese Schilderung beschwört zwei Assoziationen herauf. Zum einen das Geistergespräch, in dem die übertragenden Grössen der Vergangenheit miteinander sprechen. Sie bildeten einen «zeitlos-gleichzeitigen» Verständniszusammenhang. In dieser Vorstellung liess sich der «Strom des Werdens» überbrücken und eine Geistesgrösse konnte der anderen «durch die öden Zwischenräume der Zeiten» zurufen.³⁹ Neben diesem Bild nicht ganz so einsamer Grösse spielt Gumbrecht auf eine zweite Vorstellung an: das monumentale

34 Hans-Ulrich Wehler, «Geschichtswissenschaft heute», in: Jürgen Habermas (Hg.), *Stichworte zur 'Geistigen Situation der Zeit'*, Bd. 2: *Politik und Kultur*, Frankfurt am Main 1979, S. 709–753, hier S. 725.

35 James J. Sheehan, «Begriffsgeschichte: Theory and Practice», in: *Journal of Modern History* 50 (1978), S. 312–319.

36 Hans Ulrich Gumbrecht, «Pyramiden des Geistes», S. 9 «Etwas weniger blind waren wir gegenüber dem Sachverhalt, daß Begriffsgeschichte international als ein spezifisch deutsches Anliegen wahrgenommen wurde. Doch es stand für uns außer Frage, daß die Qualität der geleisteten Arbeit und das intellektuelle Anregungspotential ihrer Ergebnisse früher oder später auch internationale Wirkung zeigen müsste.»

37 Hans Ulrich Gumbrecht, «Pyramiden des Geistes. Über den schnellen Aufstieg, die unsichtbaren Dimensionen und das plötzliche Abebben der begriffsgeschichtlichen Bewegung», in: ders., *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*, München/Paderborn 2006, S. 7–37, hier S. 8.

38 Ebd., S. 9.

39 Friedrich Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, Unzeitgemäße Betrachtungen, Werke in drei Bänden, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1997, S. 271.

Werk, das schon in der Gegenwart seine historische Grösse erkennt. «Am Bau jener Pyramiden beteiligt zu sein, das verstand ich als eine mich zum Vollwissenschaftler adelnde Ehre, in die ich mehr Zeit investierte als je danach in eine andere Gattung akademischer Prosa.»⁴⁰ Sein Text ist eine melancholische Reminiszenz und eine spontane Ruinentheorie des Geistes, in der die Wirkung eines Textes vor allem durch seine monumentale Anlage erklärt wird. Nur weit über dem Durchschnitt dimensionierte Vorhaben werden sich künftig als bleibende Grössen der Geisteslandschaft behaupten. Dem gegenüber steht die Antwort des Koselleck-Schülers Willibald Steinmetz, der heute nicht mehr Begriffsgeschichte, sondern historische Semantik, doch ebenfalls im grossen Verbund eines Sonderforschungsbereichs, betreibt. Er beschreibt den State of the Art der Begriffsgeschichte als eine international vernetzte Community von Forschern, deren Arbeiten vor allem empirisch ausgerichtet seien, und – sozusagen in den Niederungen der kleinteiligen historischen Arbeit – konkrete Situationen analysieren und international vergleichen.⁴¹ Gumbrechts Einschätzung steht er mit Irritation und Unverständnis gegenüber,⁴² das bestätigt sich, wenn man nach Frankreich oder Skandinavien blickt, wo die Methode der *Geschichtlichen Grundbegriffe* mitunter der Diskursanalyse Foucaultscher Prägung vorgezogen wird.

Das Wörterbuchprojekt hatte sich inhaltlich von Beginn an, entlang der Höhenkämme der Sozialgeschichte bewegt. Sein massgeblicher Herausgeber wurde Reinhart Koselleck. Er bietet sich als Beispiel an. Er gilt als origineller Kopf, als «Klassiker» und Modellfall gelungener geisteswissenschaftlicher Forschung und als Gegenbild des neuen Professorentypus, der sich mehr und mehr der sogenannten «Forschungsermöglichung» und den damit verbundenen Anträgen, Gutachten, Sitzungen und Anhörungen widmen musste. Auch wenn es sich bei diesen Anrufungen um mehr als ein Klischee handelt, kann schon ein kurzer Blick auf dessen intellektuelle Biographie deutlich machen, wie seine Autorschaft in einem dichten Netz sozialer Verpflichtungen und dem interdisziplinären Austausch intellektueller Praktiken entstanden ist.

40 Gumbrecht, «Pyramiden des Geistes», S. 8.

41 Willibald Steinmetz, «40 Jahre Begriffsgeschichte – The State of the Art», in: Heidrun Kämper, Ludwig M. Eichinger (Hg.), *Sprache – Kognition – Kultur*, Berlin 2008, S. 174–197.

42 Diese divergierenden Positionen diskutieren Hans Joas, Peter Vogt, «Einleitung», in: dies. (Hg.), *Begriffene Geschichte*, S. 9–56 hier S. 13f.

4. Vom Talent zum «arrivierten Häretiker» – eine Dissertation wird zum «Klassiker»

Ehe das Projekt der *Geschichtlichen Grundbegriffe* seinen institutionellen Anfang fand, wurde Koselleck mit einer Arbeit promoviert, in der sich nicht nur ein Kern des begriffsgeschichtlichen Projekts fand, sondern die Jahre später als die «literarisch erfolgreichste Dissertation eines deutschen Geisteswissenschaftlers im 20. Jahrhundert» bezeichnet werden sollte. Heute gilt sie als moderner Klassiker.

Die Historiker haben wenige Klassiker und wenn grosse Werke der Geschichtsschreibung doch Eingang in den Kanon finden, dann oft über den Umweg der Nationalliteratur.⁴³ Doch jedes wirklich «wissenschaftliche Buch veraltet».⁴⁴ Trotzdem werden sie zu Orientierungshilfen in der unübersichtlichen Menge empirischer Aussagen. Sie helfen das Feld zu strukturieren und abweichende Befunde unterzuordnen. Koselleck bildet dafür ein gutes Beispiel. Auch profunde empirische Kritik wird zur Fussnote, in der sie als ‘berechtigt’ oder ‘wichtig’ der Vollständigkeit halber erwähnt oder kurz diskutiert wird. Klassikern wird manches verziehen.

Lutz Raphael hat in der Einleitung zu den von ihm herausgegebenen zwei Bänden *Klassiker der Geschichtswissenschaft* vier Kriterien gegeben, die einen Klassiker unseres Metiers ausmachen.⁴⁵ Unter einem «Klassiker» versteht er nicht allein Texte, sondern die Wissenschaftlerpersönlichkeit insgesamt.⁴⁶ Als *erstes* Kriterium nennt er die Aktualität und Relevanz für das Fach, durch, *zweitens*, Impulse «Einfluß auf die Entwicklung von Methoden, Themen und Konzepten» zu nehmen. Für ebenso wichtig hält er, *drittens*, die Erfahrungen, die sich in Person und Werk verdichten und so einen Zeitraum des Erlebens historiographisch verarbeiten. Schliesslich ist es das «große Werk», durch das ein Klassiker zum Klassiker wird.⁴⁷ Einer der modernen Klassiker, die in das Studienbuch aufgenommen wurden, ist Reinhart Koselleck, der «wie

43 Zum Unterschied zwischen historischen Texten und Quellen Ludolf Kuchenbuch, «Sind mediävistische Quellen mittelalterliche Texte? Zur Verzeitlichung fachlicher Selbstverständlichkeiten», in: Hans-Werner Goetz (Hg.) *Die Aktualität des Mittelalters*, Bochum 2000, S. 317–354.

44 Peter Schöttler, Michael Wildt, «Warum dieses Buch? Ein Plädoyer für Rezensionen», in: dies. (Hg.), *Bücher ohne Verfallsdatum*, Hamburg 1998, S. 9–16, hier S. 9.

45 Die Herausgeber folgen im Wesentlichen Raphael. Anders ist ein Band ausgerichtet, in dem Rezensionen zu aus Sicht der Herausgeber massgeblichen Büchern neu herausgegeben wurden. Peter Schöttler, Michael Wildt (Hg.), *Bücher ohne Verfallsdatum*, Hamburg 1998.

46 Dazu Steven Shapin, «*The Scientific Life*». *A Moral History of a Late Modern Vocation*, Chicago 2009.

47 Raphael, *Klassiker*, Bd. 1, S. 14.

kaum ein anderer die ganz unterschiedlichen Tendenzen der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft angeregt, mitentwickelt und zugleich auch kritisch reflektiert hat.»⁴⁸ – Wie kam es dazu?

«Einmal gedruckt ist nichts mehr zu ändern»,⁴⁹ bemerkte Koselleck in seiner Dankrede zur Festveranstaltung anlässlich des 50. Jahrestags seiner Promotion an der Universität Heidelberg. Diese an sich schon ungewöhnliche Ehrung macht einmal mehr deutlich, wie stark die Wirkung dieser Arbeit und ihres Autors war. Der Doktorand, war hingegen froh, dass die Dissertation überhaupt angenommen wurde. Das erklären die Umstände, unter denen sie entstanden ist, aber auch die Tatsache, dass die Arbeit «weder nur historisch, noch nur soziologisch, noch nur philosophisch eindeutig ausgewiesen war».⁵⁰ Er hatte Geschichte, Staatslehre, Soziologie und Philosophie studiert und arbeitete seit längerem an einer historischen Dissertation, die zunächst die politischen Strukturen des Absolutismus als Voraussetzung der Aufklärung beschreibt. Im zweiten Teil untersuchte er begriffsgeschichtlich die Hypokritik der Aufklärung, um in einem dritten Teil eine Analyse der daraus resultierenden Krise zu geben. Für Koselleck war sie ein Resultat einer geschichtsphilosophischen Utopie der Aufklärer. Was sein Studium antrieb, war der Versuch, die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs zu verarbeiten und in einen historischen Kontext zu setzen, der für ihn mit der Aufklärung begann.⁵¹ Seine intellektuelle Auseinandersetzung galt den Utopien der Moderne.

Als Koselleck Anfang Januar 1953 realisierte, dass er bis zum Oktober des Jahres promoviert sein musste, um eine Lektorenstelle in Bristol annehmen zu können, setzte er sich an die Abfassung der Dissertationsschrift, die in ihrer ersten und eingereichten Fassung ohne Anmerkungen auskommen musste. Die Fakultät «akzeptierte den halben Text, – ein Freund reichte die ins reine getippten Anmerkungen später nach.»⁵² Vermutlich erleichterte die Grosszügigkeit in dieser Angelegenheit auch die Tatsache, dass der Doktorvater Johannes Kühn ein Onkel mütterlicherseits war. Mit Carl Schmitt hatte Koselleck einen wichtigen Mentor gefunden, der die Arbeit an der Studie mit Fragen und Antworten begleitete. Vielleicht kann man sagen, dass ein bekann-

48 Raphael, 18–19. Hinzu kommt, dass Raphael seit 2007 im deutschen *Wissenschaftsrat* vertreten ist und sich dort auch für die Qualitätssicherung in den Geisteswissenschaften engagiert.

49 Koselleck, «Dankrede», S. 54.

50 Reden zum 50. Jahrestag seiner Promotion in Heidelberg, S. 50.

51 Dazu Michael Jeismann, «Wer bleibt, der schreibt. Reinhart Koselleck, das Überleben und die Ethik des Historikers», in: *Zeitschrift für Ideengeschichte*, III (2009) 4, S. 69–81.

52 Koselleck, «Dankrede», S. 52.

ter Mentor ein Vehikel für die Wirksamkeit eines Textes war und ist. Im Fall von Koselleck kamen mit Hans-Georg Gadamer, Karl Löwith und später Werner Conze massgebliche Fürsprecher hinzu.

Das Verhältnis zwischen Schmitt und Koselleck blieb jedenfalls Gegenstand anhaltender Debatten.⁵³ Schmitt war zu einem Gesprächspartner für eine Reihe von Heidelberger Studenten geworden, neben Koselleck waren das etwa die Soziologen Hanno Kesting und Nicolaus Sombart. Alfred Weber hatte einige Teilnehmer seines Seminars mit Schmitt in Kontakt gebracht.⁵⁴ Auch wenn Koselleck sich deutlich von ihm absetzte,⁵⁵ lernte er von Schmitt eine wichtige Regel: ein Text, ein Argument.⁵⁶ Zudem bestärkte Schmitt den jungen Historiker, es mit einer begriffsgeschichtlichen Analyse zu versuchen. Koselleck sollte den Wandel zentraler Begriffe – Kritik und Krise, Krieg und Bürgerkrieg oder Revolution – im Spiegel der Lexika beschreiben.⁵⁷ Sicher verdankt sich die begriffsgeschichtliche Methode Kosellecks auch der Anregung seines Doktorvaters, Johannes Kühn.⁵⁸

Das aus der breiten Empirie herauspräparierte Argument wurde neben der Arbeit an Begriffen zum Markenzeichen von Kosellecks Schreibweise. Von Beginn an entwickelte Koselleck eine Begriffsgeschichte eigenständiger Art, die «über die historische Semantik hinaus auf starke Thesen»⁵⁹ zielte. Was so jedenfalls entstand, war eine unkonventionelle Arbeit, die in ihrer ersten Fassung jedoch kaum den

53 Dazu vor allem Niklas Olsen, *History in the Plural. An Introduction to the Work of Reinhart Koselleck*, New York 2012; dort finden sich auch alle weiterführenden Literaturhinweise.

54 Dazu Reinhard Mehring, *Carl Schmitt. Aufstieg und Fall*, München 2009, vor allem S. 463–504; Jan-Werner Müller, *A Dangerous Mind. Carl Schmitt in Postwar European Thought*, New Haven 2003, S. 104–115.

55 Reinhart Koselleck, «Vergangene Zukunft der frühen Neuzeit», in: Hans Barion, et al. (Hg.), *Epirrhosis. Festgabe für Carl Schmitt*, Bd. 2, Berlin 1968, S. 549–566. Zum Verhältnis zwischen Carl Schmitt und Reinhart Koselleck vor allem die Analyse des Briefwechsels, der bis in die 1970er-Jahre reichte.

56 Brief von Koselleck an Schmitt in dessen Nachlass im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (RW265, 8131) hier zitiert nach Niklas Olsen, «Carl Schmitt, Reinhart Koselleck and the Foundations of History and Politics», in: *History of European Ideas* 37 (2011), S. 197–208, hier S. 200 und Anm. 19.

57 «Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christoph Dipper», in: *Neue politische Literatur* 43 (1998), S. 187–205.

58 Johannes Kühn, *Toleranz und Offenbarung. Eine Untersuchung der Motive und Motivformen der Toleranz im offenbarungsgläubigen Protestantismus, zugleich ein Versuch zur neueren Religions- und Geistesgeschichte*, Leipzig 1923. Zu Kühn Lothar Mertens, *Priester der Klio oder Hofchronisten der Partei? Kollektivbiographische Analysen zur DDR-Historikerschaft*, Göttingen 2006, passim.

59 Reinhard Mehring, «Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt», in: Hans Joas, Peter Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin 2011, S. 138–170, hier 138.

fachlichen Konventionen der Geschichtswissenschaft entsprach. So hatten die Gutachter gewisse Schwierigkeiten, die Arbeit einzuordnen. Sie wurde schliesslich auf Vorschlag des Philosophen Karl Löwith⁶⁰ mit dem Prädikat *Magna cum laude* ausgezeichnet. In den Augen eines frühen Rezensenten handelte es sich nicht um ein Werk der Geschichtswissenschaft, sondern um eine «geschichtsphilosophische Situationsanalyse».⁶¹

Bis zur Veröffentlichung von *Kritik und Krise* sollten einige Jahre vergehen. Das Manuskript, inzwischen um die Anmerkungen ergänzt, blieb liegen, ehe es im Druck erschien. Dabei hätte es die Möglichkeit zur Publikation gegeben. Gadamer hatte eine Veröffentlichung in seinen *Heidelberger Forschungen* angeboten. Das hätte die Wahrnehmung der Arbeit verändert. Womöglich wäre sie als philosophische Studie missverstanden worden. Sie hätte damit kaum die Wirkung erlangt, die ihr als historische Studie zugesprochen wurde. Der damals notwendige Druckkostenzuschuss überstieg jedoch Kosellecks finanzielle Möglichkeiten. Erst als Werner Conze 1957 nach Heidelberg kam, bemühte er sich um den damals 34jährigen und bot an, bei der Publikation zu helfen. Erschienen ist die Dissertation als Einzelband innerhalb einer problemgeschichtlichen *Enzyklopädie der Wissenschaften*, die vom Marburger Historiker Fritz Wagner⁶² herausgegeben wurde.⁶³ Die Reihe hatte sich, wie viele Historiker jener Zeit, einem Neuanfang nach dem Ende des Nationalsozialismus verschrieben. Dafür gab es ganz unterschiedliche Gründe.⁶⁴ Es war also der Historiker Conze, der den Kontakt zum Karl Alber-Verlag und dem Herausgeberkreis von *Orbis academicus* herstellte.⁶⁵ So rückte die frühe Kosellecksche Begriffsgeschichte in die Nähe der Sozialgeschichte. Zum «Klassiker» wurde sie jedoch weniger über die Rezeption innerhalb der Geschichtswissen-

60 Koselleck hatte dessen *Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie*, Stuttgart u.a. 1953, mit übersetzt und später auch einen seiner ersten und wichtigsten Aufsätze als Beitrag für dessen Festschrift verfasst.

61 Helmut Kuhn, «Rezension von Kritik und Krise», in: *Historische Zeitschrift*, 192 (1961), S. 666–668, hier S. 666.

62 Vgl. den Nachruf von Helmut Neuhaus, «In memoriam Fritz Wagner (5.12.1908–2.3.2003)», in: *Archiv für Kulturgeschichte* 85 (2003), S. 387–391.

63 Der Herausgeber wurde durch ein Gremium unterstützt, dem zunächst Wilhelm Britzelmayr, Robert Scherer, Hans Schimank, Gottlieb Söhngen, Hans Thieme und Emil Ungerer, angehörten, später auch August Buck, Clausdieter Schott, Elisabeth Ströker und Meinolf Wewel. Die Angaben sind aus einigen Bänden entnommen.

64 Fritz Wagner, «Vorwort», in: ders., *Geschichtswissenschaft*, Freiburg/München 1951, S. VI–VIII, hier VII. Insgesamt erschienen von 1951 bis 1987 59 Bände.

65 Koselleck, «Dankrede», S. 53

schaft, sondern das breite interdisziplinäre Interesse, das in den Besprechungen der Erstausgabe deutlich wurde.

Nach Erscheinen der Druckfassung bat Koselleck Schmitt um eine Rezension. War diese Bitte ungewöhnlich genug, antwortete Schmitt indem er zwei Fassungen der Besprechung schickte, aus denen der Autor eine auswählen sollte.⁶⁶ Die Kurzbesprechung erschien in *Das historisch-politische Buch*. Darin zeigte er seine Sympathie mit dem jungen Historiker. Dieser hätte ein «beachtenswertes Buch» geschrieben, da es sich nicht um Ideengeschichte im Stil von Friedrich Meinecke – der Vergleich allein rückte Koselleck in den Rang von Weltgeltung – handelte, sondern um den «konkrete(n) Vollzug der geschichtlichen Einsicht, dass jede Zeit in den Fragen und Antworten ihrer eigenen Situation ihren eigenen Begriff des Politischen realisiert und erst mit dessen Verständnis begriffen und bewältigt ist.»⁶⁷

Von anderen wurde *Kritik und Krise*⁶⁸ als Buch mit starkem Gegenwartsbezug wahrgenommen, auch als Studie in der Frühgeschichte des Kalten Kriegs. Es sei weniger ein «Werk der Geschichtsschreibung» als eine Analyse der «vergangene(n) Gegenwart», schreibt etwa der Münchner Philosoph Helmut Kuhn, und könne dadurch einen Kommentar «antithetischen Gespaltenheit der globalen Gesellschaft» bieten.⁶⁹ Ambivalent, wenn auch begeistert, fiel die Besprechung eines Heidelberger Doktoranden aus, die eine jahrzehntelange Freundschaft zur Folge haben würde.⁷⁰ Der Althistoriker Christian Meier beschrieb den unverwechselbaren Stil, durch den die Darstellung erst ihre Aussagekraft bekam. Doch so beeindruckt er sich vom Tonfall des Texts zeigte, dürfte man sich über «die Verdeckung verdeckenden Funktionen dieses Stils» nicht hinwegtäuschen. Ob die eigenwillige Sprache

66 Das beschreibt Reinhard Mehring, «Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt», in: Hans Joas, Peter Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin 2011, S. 138–170.

67 Carl Schmitt, «Rezension von *Kritik und Krise*», in: *Das historisch-politische Buch*, VII 1959, S. 301–302.

68 Als Dissertation Reinhart Koselleck, *Kritik und Krise. Eine Untersuchung der politischen Funktion des dualistischen Weltbildes im 18. Jahrhundert*, Univ. Diss. Heidelberg 1954; Dazu Sisko Haikala «Criticism in the Enlightenment. Perspectives on Koselleck's *Kritik und Krise* Study», in: *Finnish Yearbook of Political Thought*, 1 (1997), S. 70–86; Jason Edwards, «*Critique and Crisis* Today: Koselleck, Enlightenment and the Concept of Politics», in: *Contemporary Political Theory* 5 (2006), S. 428–446.

69 Kuhn, Rezension, S. 667.

70 Christian Meier wurde 1956 mit Untersuchungen zur römischen Innenpolitik zwischen 63 und 56 v. Chr. in Heidelberg promoviert. Als Dokumente freundschaftlicher Verbundenheit zu Koselleck etwa Christian Meier, «In den Schichten der Zeit. Geschichte als Leib gewordene Erfahrung: Zum Tode des Bielefelder Historikers Reinhart Koselleck», in: *Die Zeit*, 7, 9.2.2006.

Kosellecks ihm tatsächlich erlaubte, ein «kollektives Unbewußtes» zu beschreiben, indem das Subjekt der Darstellung nicht handelnde oder schreibende Personen, sondern politische Begriffe seien? Meier war davon überzeugt, kritisierte zugleich die bis an die Zwangsläufigkeit getriebene «immanente Entwicklung», die er für gewagt und nicht restlos überzeugend hielt. Trotzdem war er gewiss, dass Kosellecks These «sich bewähren» würde.⁷¹

Eine weitere Besprechung der Erstausgabe stammt von Jürgen Habermas, der Kritik und Krise gemeinsam mit Hanno Kesting's *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg* rezensierte.⁷² Für ihn standen die beiden in verdächtiger Nähe zum Denken Schmitts. Habermas, der für seine Habilitationsschrift *Strukturwandel der Öffentlichkeit*⁷³, an der er damals arbeitete, wesentliche Anregungen aus dem Buch entnahm, sah in *Kritik und Krise* vor allem auch eine politische Anthropologie. Er lobte Kosellecks «ausgezeichnete» Untersuchung, hielt die Hauptthese, dass sich die Kritik «als indirekte politische Gewalt» etablierte, jedoch für unzutreffend.⁷⁴ Was er bei Koselleck irreführend als «Bürgerkrieg» diskreditiert sah, beschrieb er selbst – ganz im Sinn seiner «herrschaftsfreien» Diskursethik – als «Prinzip der öffentlichen Diskussion».⁷⁵ In jedem Fall verlieh auch diese Besprechung der Dissertation Gewicht. Auf die schnell vergriffene erste Auflage, reagierte Alber 1959 mit einer Neuauflage. Durch das anhaltende Interesse für Buch und Person wurde der Suhrkamp-Verlag auf die Dissertation aufmerksam.

So erschien 1973 eine Taschenbuchausgabe im bundesdeutschen Theorieformat. Inzwischen war das Buch zum «Klassiker» avanciert. Ein Rezensent der Suhrkamp-Ausgabe bemerkte: «Selten werden aus Dissertationen so etwas wie geisteswissenschaftliche Klassiker. Reinhart Kosellecks Untersuchung [...] gehört zu den wenigen Beispielen.»⁷⁶ Immer noch bezog die Studie ihre Relevanz auch aus einem Gegenwartsbezug. «Die Neuauflage dieses großartigen Buches», fährt der

71 Christian Meier, «Rezension von *Kritik und Krise*», in: *Ruperto Carola* 29 (1961), S. 258–264.

72 Jürgen Habermas, «Verrufener Fortschritt – Verkanntes Jahrhundert. Zur Kritik an der Geschichtsphilosophie», in: *Merkur* 14 (1960), S. 468–477.

73 Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Neuwied 1962; hier zitiert nach der Neuauflage im Suhrkamp-Verlag, dort S. 161, Anm. 2; insgesamt verweist Habermas zumindest sechs Mal auf *Kritik und Krise*.

74 Die Besprechung wird hier zitiert nach Jürgen Habermas, «Zur Kritik an der Geschichtsphilosophie», in: ders.: *Kultur und Kritik*, Frankfurt am Main 1977, S. 357.

75 Habermas, «Zur Kritik an der Geschichtsphilosophie», S. 358.

76 Günter Maschke, «Rezension von *Kritik und Krise*», in: *Aurora. Jahrbuch der Eichen-dorff-Gesellschaft*, 35 (1975), S. 137–138, hier S. 137.

Rezensent fort, «sollte auf die Notwendigkeit der Stunde hindeuten, angesichts geschichtlicher Erfahrungen die Aufklärung und ihren Menschheits- und Vernunftoptimismus zu problematisieren».⁷⁷ Freilich gab es auch Besprechungen, die den liberal-konservativen deutschen Gelehrten von inzwischen internationaler Bekanntheit politisch attackierten und zum Teil auf der Linie von Habermas wieder daran erinnerten, in welchem Verhältnis dieses Buch zum – nach wie vor geächteten – Carl Schmitt stand.⁷⁸ Das war auch insofern nicht verwunderlich als die Kurzbesprechung von Schmitt nun zum Klappentext der Suhrkamp-Ausgabe wurde – wenn auch ohne den Autor zu nennen. Für unseren Zusammenhang wichtiger als die Entscheidung der Frage, in welchem Verhältnis Koselleck zu Schmitt stand, war der Umstand, dass die Nähe zu dem ‘großen’ und ‘gefährlichen’ deutschen Denker die Rezeptionsgeschichte von *Kritik und Krise* nachhaltig prägte und zur Stilisierung der Autorperson beitrug. Das wird auch in Niklas Olsens erster grosser intellektueller Biographie Kosellecks deutlich.

Wirklich international wahrgenommen wurde das bereits bekannt gewordene Buch erst, als es in Übersetzungen erschien: Spanisch bereits 1965, es folgten eine italienische 1972, französische 1979, englische 1988, serbische 1997, japanische 1999, portugiesische 1999 und eine chinesische Übersetzung 2006. Es entstanden neue Rezeptionsphänomene, die hier anzudeuten, zu weit führen würde. Zusammengefasst kann man sagen, dass die Studie in allen Fällen als «Klassiker» wahrgenommen, übersetzt und eingeführt wurde.

In den 20 Jahren seit seiner Promotion hatte Koselleck, etwas entlegen, eine Sozialgeschichte von Bristol als Aufsatz publiziert.⁷⁹ Während seiner Arbeit an der Habilitation veröffentlichte er neben zwanzig, meist kurzen Rezensionen zwei Aufsätze.⁸⁰ *Preußen zwischen Reform und Revolution* wurde zwar erneut als wichtiges Buch wahrgenommen, doch blieb es, wohl aufgrund der deutlich disziplinären

77 Ebd., a.a.O. S. 138.

78 Beispiele dafür sind Hans Otto Riethus, *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften*, 75 (1972) 14, S. 294–298, oder die indirekte Besprechung von Karl Marko, in: *Österreichische Osthefte*, 3 (1961) 1, S. 76–80.

79 Reinhart Koselleck, «Bristol, die ‘zweite Stadt’ Englands. Eine sozialgeschichtliche Skizze», in: *Soziale Welt* 6 (1955), S. 360–372.

80 Reinhart Koselleck, «Staat und Gesellschaft in Preußen 1815–1848», in: Werner Conze (Hg.), *Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz*, Stuttgart 1962, S. 79–112; sowie ders., «Geschichtliche Prognose in Lorenz von Steins Schrift zur preußischen Verfassung», in: *Der Staat. Zeitschrift für Staatslehre, Öffentliches Recht und Verfassungsgeschichte* 4 (1965), S. 469–481. Eine wohl weitgehend vollständige Bibliographie auch der Rezensionen, Neuausgaben und Übersetzungen findet sich in Joas, Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte*, S. 559–576.

Ausrichtung, weit hinter dem Erfolg von *Kritik und Krise* zurück. Als Habilitationsschrift erfüllte es jedoch die Funktion, Koselleck als – wenn auch ungewöhnlichen – Historiker zu etablieren. Zwar nahm er 1966 einen Ruf auf eine Professur für politische Wissenschaft an, ehe er zwei Jahre später an seine Alma Mater als Ordinarius für neuere Geschichte zurückkehrte. Im selben Jahr erschien in der Festschrift für den Zweitgutachter der Dissertation, Karl Löwith, einer der Aufsätze Kosellecks, die nachhaltige Wirkung erlangen sollten. In «Historia Magistra Vitae» beschrieb er erstmals den Siegeszug des Kollektivsingulars Geschichte. Diese These, die in ihrem wortgeschichtlichen Befund auf germanistischer Literatur fusste, sollte im Artikel «Geschichte, Historie» zum Herzstück der *Geschichtlichen Grundbegriffe* werden.

5. Geschichtliche Grundbegriffe

Als er ebenfalls 1967 im *Archiv für Begriffsgeschichte* die «Richtlinien» für dieses Projekt veröffentlichte, war unabsehbar, welchen Erfolg es haben würde. Doch eines zeichnete sich ab: Obwohl Koselleck relativ wenig veröffentlichte, ein Umstand, der ihm selbst bewusst war, war er bereits zu bedeutend geworden, als dass seine akademische Karriere hätte scheitern können. Das lag nicht zuletzt an seinem Engagement in zwei der wichtigen akademischen Netzwerken der deutschen Geisteswissenschaft jener Zeit: «Poetik und Hermeneutik»⁸¹ und dem «Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte»,⁸² der die Arbeit an den *Geschichtlichen Grundbegriffen* massgeblich förderte. Über den Kontakt zu Schmitt erschloss sich Koselleck zudem ein informelles und interdisziplinäres Netzwerk, dem massgebliche Gelehrte der Bundesrepublik angehörten. Die grossen Forschungszusammenhänge banden auf Jahre einen grossen Teil seiner Produktivität. Bis zum Abschluss des Wörterbuchprojekts erschienen die allermeisten Texte im Umfeld dieser beiden Forschergruppen. Hinzu kam die Koordination und die eigentliche Arbeit an den *Geschichtlichen Grundbegriffen*. Dazu gehörte nicht zuletzt die Sicherung der Finanzierung, das Verfassen der Artikel – an

81 Zur Geschichte von «Poetik und Hermeneutik» etwa Alexander Schmitz, Christopher Möllmann, «Wissenschaftsgeschichte der Geisteswissenschaften. Am Beispiel von 'Poetik und Hermeneutik'», Themenschwerpunkt in *Internationales Archiv für die Sozialgeschichte der Literatur* 1 (2010), S. 46–142. Darin v.a. Julia M. Wagner, «Anfangen. Zur Konstitutionsphase der Forschungsgruppe 'Poetik und Hermeneutik'», S. 53–76. Auch Hans Robert Jauss, «Epilog auf die Forschungsgruppe 'Poetik und Hermeneutik'», in: Gerhart von Graevenitz, Odo Marquard (Hg.), *Poetik und Hermeneutik* XVII. Kontingenz, München 1998, S. 525–533.

82 Eine Geschichte des Arbeitskreises fehlt bislang.

manchen arbeitete er drei Jahre – und die Absicherung des Projekts gegen Angriffe in Form einer Art fortgesetzter spontaner Theoriebildung. Umgekehrt bot das Lexikonprojekt die ungewöhnliche Chance, nach der politik- und verwaltungsgeschichtlichen Habilitationsschrift zu den geschichtstheoretischen Fragen zurückzukehren. «Tatsächlich haben nur wenige Geisteswissenschaftler je das Glück gehabt, wie Koselleck die zentralen Konzeptionen ihrer eigenen Arbeit über viel Tausende Seiten von hochqualifizierten Kollegen eingelöst zu sehen – und diese Entwicklung wirkt umso bemerkenswerter, als sie wohl kaum einer Strategie von Koselleck entsprach.»⁸³ So entstand rund um den geschäftsführenden Herausgeber der *Grundbegriffe* ein komplexes Umfeld aus finanziellen Förderungen, Personen, ihrer Arbeitszeit und ihrer Karrieren, von Texten und Referenzen. Auf einigen von Kosellecks Wortschöpfungen beruhte die Konzeption von Qualifikationschriften, von Forschungsprojekten bis hin zu Graduiertenkollegs und Sonderforschungsbereichen. Das liess über manche Kritik hinwegsehen, blendete Missverständnisse in der Rezeption aus und machte das Wörterbuch zu jenem Monument von Weltgeltung, das selbst als Ruine die Zeiten überdauern würde.

6. Schluss

Die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft stiess offensichtlich auf ein Theoriebedürfnis der Historikerinnen und Historiker aus den eigenen Reihen und erregte Interesse über die Fachgrenzen hinaus. Dafür boten sich nicht nur die ausführlichen Artikel der *Geschichtlichen Grundbegriffe* als historische Orientierungspunkte an. Sie boten eine Epochenschwelle zur Neuzeit und damit eine Alternative zu soziologischen und philosophischen Modernisierungstheorien, wie sie wegweisend für das Projekt der Gesellschaftsgeschichte wurden. Die *Geschichtlichen Grundbegriffe* erlaubten Hinweise auf die «sachgeschichtlichen» Entwicklungen seit dem 18. Jahrhundert für alle massgeblichen Bereiche einer historischen Sozialwissenschaft. Ihre Originalität verdankte sich nicht zuletzt dem Umstand, dass sie im disziplinären Rahmen der Geschichtswissenschaft entstanden. Das machte sie unverwechselbar gegenüber vergleichbaren Projekten, die philosophiehistorisch oder ästhetisch ausgerichtet waren.

Es waren aber auch die theoretischen Konzepte Kosellecks, die in Koevolution zum Wörterbuch entstanden, durch die die Reichweite der

83 Gumbrecht, «Pyramiden», S. 22.

Artikel in eine Theorie der Geschichte, an der Koselleck zeitlebens arbeitete, ausgeweitet wurde. Viele der Koselleckschen Konzepte übersetzten Überlegungen aus anderen Disziplinen in den Horizont der Geschichtswissenschaft. Die grossen Orientierungshilfen, wie «Erfahrungsraum» und «Erwartungshorizont» wurden zu viel zitierten und häufig verwendeten Werkzeugen geschichtswissenschaftlicher Forschung. Es bleibt eine Ironie der Geschichte, dass die vermutlich erfolgreichste Begriffsprägung Kosellecks nicht theoretisch, sondern spontan entstanden ist und strategische Funktion hatte: «Sattelzeit»⁸⁴ war nicht das Ergebnis jahrzehntelanger Theorieproduktion, sondern ein scharfzünftig verwandtes Schlagwort um im «Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte» Fördermittel für das Wörterbuchprojekt locker zu machen.

Ohne die konkreten Publikationsgelegenheiten der Forschungsverbände und Netzwerke, die auf Veröffentlichungen ausgerichtet waren, wäre mancher Text Kosellecks kaum zu einem Abschluss gekommen. Er empfand sie als «Strafarbeiten».⁸⁵ Der vorläufige Charakter, der diese Gelegenheitspublikationen auszeichnete, verhinderte nicht, dass diese Texte Teil des Koselleckschen Œuvres wurden. Nicht nur bei der Neuausgabe von *Kritik und Krise* griff er nicht mehr in den Text ein,⁸⁶ auch bei der Herausgabe der Aufsatzbände, die auf Anregung und Drängen von Siegfried Unseld, im Suhrkamp-Verlag erschienen, blieb er diesem Prinzip treu. Sie funktionierten vor allem deshalb ausserhalb ihrer Entstehungskontexte, weil Koselleck der Textstrategie treu geblieben war, die er in *Kritik und Krise* entwickelt hatte: in jedem Text konzentrierte er sich auf ein starkes Argument. Der freilich oft umfangreichen Empirie räumte er zwar ein grundsätzliches «Vetorecht» ein, in der Darstellung fügte sie sich jedoch in den Argumentationsverlauf des Autors ein. Spätestens im Theorielayout von Suhrkamp konnte man über gelegentliche Ungenauigkeiten in den Fussnoten⁸⁷ hinwegsehen und einen Blick für das Werk bekommen. Texte, die Qualitätskriterien setzen, fordern mitunter die Qualität die-

84 Koselleck, der das Pferd für das wesentliche Tier der Zivilisationsentwicklung hielt und sich jahrzehntelang der Ikonographie des Reiterstandbildes widmete, war sich dieser Ironie im Klaren.

85 Zitiert nach Christian Meier, «Gedenkrede auf Reinhart Koselleck», in: Neithard Bulst, Willibald Steinmetz (Hg.), *Reinhart Koselleck 1923–2006. Reden zur Gedenkfeier am 24. Mai 2006*, S. 3–34, hier S. 21.

86 Reinhart Koselleck, «Vorwort zur Taschenbuchausgabe», in: ders. *Kritik und Krise*, S. IX–XII: «Es hiesse den Rahmen der Arbeit sprengen, wenn sie zwanzig Jahre nach ihrer Abfassung neu geschrieben werden sollte.»

87 Nachweise für teils systematische Versehen finden sich bei Sawilla, etwa «Geschichte» statt «Geschichten».

ser Standards heraus. Dann bewahrheitet sich die eingangs zitierte Hei- delberger Weisheit, dass «jeder Text mehr oder weniger, jedenfalls an- deres hergibt, als der Autor in ihn investiert hat.» Kosellecks Texte, die wesentlich als Qualifikationsschriften oder im Zusammenhang von Forschungsverbänden entstanden sind, bilden heute ein Werk, das weit über die Entstehungszusammenhänge hinausreicht. Trotz seiner beein- druckenden Produktivität konnte er jene systematische Historik, von der in den ersten Jahrzehnten häufig als Projekt die Rede war, nicht ab- schliessen.⁸⁸ Viele Texte blieben ungeschrieben, da erst in der «schrift- lichen Fixierung» die Überlegungen «ausreichend klar» würden, schrieb er in einem kurzen Essay.⁸⁹ Nur «wer Neues zu sagen hat, muß auch Neues schreiben.»⁹⁰ Dieses Neue entstand durch eine doppelte Ver- pflichtung gegenüber der Geschichtswissenschaft als Disziplin und den persönlichen Verpflichtungen in personellen Netzwerken, durch die Entstehung und Veröffentlichung von Kosellecks Arbeiten vorange- trieben wurden. Dabei blieb der Wechsel zwischen unterschiedlichen Feldern der Auseinandersetzung mit den wesentlichen Fragen der Geschichte der Moderne das Merkmal der Studien eines arrivierten Häretikers.

88 Andeutungen einer Rekonstruktion dieser anthropologisch ausgerichteten Geschichts- theorie finden sich in Stefan-Ludwig Hoffmann, «Zur Anthropologie geschichtlicher Erfahrungen bei Reinhart Koselleck und Hannah Arendt», in Hans Joos, Peter Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte. Materialien zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin 2011, S. 171–204.

89 Reinhart Koselleck, «Schreiben über das Schreiben», in: *Neue Zürcher Zeitung* 146 (1982) 6, S. 25–26; dazu: Friedrich Wilhelm Graf, «Ein Theoretiker unaufhebbarer Differenzerfahrungen. Laudatio auf Reinhart Koselleck», in: *Das Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung*, Darmstadt, Jg. 1999, Göttingen 2000, S. 139–145, hier: S. 140.

90 Koselleck, «Schreiben».